

■ REZENSIONEN

Udo Baer: Innenwelten der Demenz. Das SMEI-Konzept. Düsseldorf 2007, Affenkönig Verlag, Reihe: therapie kreativ, Bd. 5, 260 S., € 22,00

Aktuelle Versuche, Demenz angemessen zu beschreiben, gibt es viele. Udo Baers Beitrag ist für Musiktherapeuten, die sich einlesen wollen, sehr nützlich. Er rekapituliert die medizinischen Perspektiven, deren neueren Ansätze bereits die pure Bipolarität von Kognition und Emotion aufgegeben haben, würdigt die relevanten – fast alle aus der Pflege stammenden – Betreuungskonzepte (Validation, Mäeutik, personenzentrierte Pflege, biographieorientierte Pflege, ...), die quasi zu einem Paradigmenwandel führten und aktiviert dann die Begriffswelt der anthropologischen Medizin (Weizsäcker und Co.), um das subjektive Erleben von Demenz zu beschreiben. Das eröffnet interessante Sichtweisen, die auch aufgrund a) 20-jähriger eigener Erfahrung in der Arbeit mit Menschen mit Demenz und b) auf der Analyse von selbst geführten Interviews mit drei Menschen mit Demenz und mit sieben BetreuerInnen sowie etwa 20 veröffentlichten Erfahrungsberichten sehr anschaulich gelingen.

Besonders die Ausarbeitung des Leibbegriffes ist sehr anregend, zeigt doch die Begegnung mit Menschen mit Demenz, dass – trotz Verlust des »kognitiven« Gedächtnisses – eine große Menge an Erfahrungen im »Leibgedächtnis« erhalten sind (Hören, also auch Musik gehört dazu) und als Ressource wieder erlebbar gemacht werden können – und sollten. Die gesamte Breite von »Leiblichkeit« – inklusive eines angemessenen Körperkontakts zwischen

Betreuer/Therapeut und Mensch mit Demenz – zu thematisieren ist für Musiktherapeuten lehrreich, vor allem für die, die sich an die traditionell eher körperfeindliche Psychoanalyse anlehnen und im Bereich der Arbeit mit Menschen mit Demenz dann Abstinenzprobleme sehen.

Bei der Vorstellung von Interaktionsangeboten, die das Leibgedächtnis stützen und wieder beleben sollen (SMEI: Sensorische Erlebniszentrierte Interaktion und »Sanfter Tanz«) stoße ich als erstes auf ein Ritual – in mehreren Dimensionen: Seit ich Literatur in diesem Bereich beobachte, wird die Notwendigkeit von Ritualen gewissermaßen ritualisiert vorgetragen. Wie aber passt die vorher so ausführlich begründete – und berechnete – Anforderung an Therapeuten und Betreuer, flexibler an die stark schwankenden, individuellen und situativen Befindlichkeiten der Menschen mit Demenz anzuknüpfen, anstatt standardisierte Angebote zu machen, zu der Aussage, dass an den Anfang ein Ritual gehöre? Das hieße ja wieder, dass sich die Menschen mit Demenz an die ihnen vorgegebenen Strukturen anpassen müssen (bevor der Therapeut »sein« Anliegen bearbeiten kann), anstatt dass sich der Therapeut ihren Bedürfnissen anpasst. Rituale können manchmal eine nützliche Technik sein, aber sie können auch vieles verhindern. Dann folgen aber Beschreibungen von therapeutischen Situationen, die eine große Achtsamkeit mit der Urheberschaft von Impulsen und dem Erleben von Selbstwirksamkeit der Gruppenteilnehmer dokumentieren und aufzeigen, »was alles möglich ist«, wenn Menschen mit Demenz eine Struktur zur Verfügung gestellt wird,

in der sich ihre jeweils einzigartigen Potentiale entfalten können.

Dorothea Muthesius, Berlin

Baker, Felicity/Wigram, Tony (Ed.): Songwriting. Methods, Techniques and Clinical Applications for Music Therapy Clinicians, Educators and Students. Jessica Kingsley Publishers, London/Philadelphia 2005; 285 Seiten; € 17.95.

»Hal-lo, Flo-ri-an, schön dass du da bist, wir ma-chen jetzt Mu-sik!« – So, oder so ähnlich wird vermutlich landauf, landab das Begrüßungslied für eine Kinder-Musiktherapie in die Praxis umgesetzt: Die Melodie möglichst nah am Intervall der Ruf-Terz orientieren, den Namen des Kindes einfügen, die Einladung in fröhlichem, zur Aktion auffordernden Rhythmus gestalten, zur gemeinsamen Improvisations-Aktion mit einfach zu handhabendem Instrumentarium überleiten! – Abweichungen von diesem Muster, das eine Tendenz zur Verfestigung als »selbstverständliches Eingangs-Ritual« hat, sind dann unausweichlich – und erfordern eine besondere, sorgfältigere Planung und Umsetzung, wenn unübersehbare Diskrepanzen zwischen der »griffbereiten« Schlichtheit des Textes und der Differenziertheit der Person oder Situation andererseits eine angemessene Neu-Fassung erfordern.

So reichhaltig das deutsche Liedgut an seit Generationen beliebten Texten und auch neueren Titeln ist, oft kann es die spezielle Befindlichkeit der Singenden und die therapeutische Bedeutsamkeit nur ungefähr zutreffend bezeichnen und ausdrücken. Dagegen ist das Schreiben von Liedern »konkurrenzlos« und nicht nur ein kreativer Akt, dem die achtsam geführte Therapie Raum gibt, es überbrückt auch dieses »beinahe Zutreffende« und ist ein therapeutisch wirksamer Prozess der Selbst-Findung und Selbst-Vergewisserung, vor allem dann, wenn

der Text und die Melodie sowie die Ausführung mit Stimme, Instrumenten und gegebenenfalls weiteren Darstellungsmitteln für den Patienten überzeugend ist im Sinne von »Das ist es, was mich bewegt, das genau meine ich«!

Warum das »spontane Singen« in der Musiktherapie – außer in Kindertherapien – eher ungewöhnlich ist, hat man u.a. mit der immensen Zunahme der »Medien« vom Radio bis zum MP3-Player zu erklären versucht, die uns zu Rezipienten machen. Aber noch gibt es sie, die Seniorinnen und Senioren in Pflegeheimen, Altentagesstätten und gerontopsychiatrischen Abteilungen, die den wesentlich jüngeren Musiktherapeuten mit ihrem fast unerschöpflichen »Lieder-Schatz-Wissen« bis zur letzten Strophe zum Staunen über diese vergangene »Lied-Kultur« und ihre therapeutische Bedeutung bringen. Das Buch »Songwriting« mit seinen 12 Einzelbeiträgen macht etwas Selbstverständliches dennoch überraschend deutlich: Singen kann –und sollte!- in jedem Lebensalter und unter allen therapeutischen Umständen als mögliches »Instrument« zur hilfreichen Beziehungsgestaltung in Erwägung gezogen werden! Wer sich als Therapeut nicht scheut, mit seiner eigenen Stimme die Stimme des Patienten und damit seine ursprüngliche »Stimmungs-Äußerung« wieder entdecken zu helfen, für den bietet das Buch zahlreiche konkrete »Modelle« aus der Praxis, die in vielfältigen Situationen zur »Methode der Wahl« werden können. Das letzte Kapitel zeigt dies, den Inhalt des Buches in kompakter Zusammenstellung zusammenfassend, beispielhaft: Singen mit Kindern in der Psychiatrie; mit Jugendlichen; mit Erwachsenen, die als Kind missbraucht wurden; mit Erwachsenen in der Psychiatrie; mit Kindern und Erwachsenen nach traumatischen Hirnverletzungen; mit an Krebs erkrankten Kindern und Erwachsenen; mit psychisch traumatisierten Teenagern; mit Erwachsenen in einem Hospiz. Alle Autorinnen und Autoren verfügen über fundierte klinische Erfahrungen, die

durch wissenschaftliche Untersuchungen und Forschungen ihre Gültigkeit bewiesen haben. Zahlreiche praktische Hinweise und (Noten-)Beispiele geben dem Leser die Möglichkeit, diese gleich auf ihrem eigenen Arbeitsgebiet auf ihre Praxistauglichkeit zu überprüfen. Dieses außerordentlich hilfreiche und wertvolle ›Lehrbuch‹ sollten auch Kolleginnen und Kollegen, die ihre Englisch-Kenntnisse für lückenhaft halten, keinesfalls ignorieren – und sich für den ›Notfall‹ ein englisches Wörterbuch zu-rechtlegen!

Ernst-Walter Selle, Heidelberg

A. Oldfield: *Interactive Music Therapy in Child and Family Psychiatry*, London 2006, Jessica Kingsley Publishers, 224 Seiten, £ 17.99, ISBN 184310444x

Was macht man als Musiktherapeutin, wenn die Einrichtung, in der man arbeitet, ihren Schwerpunkt als Behandlungszentrum auf die Diagnostik und Kurzzeittherapie verlegt? Amelia Oldfield hat diese Umstände genutzt, die Herausforderung angenommen, ihre musiktherapeutische Arbeitsweise weiterentwickelt und Musiktherapie zu einem wichtigen Baustein im diagnostischen und therapeutischen Konzept der Einrichtung gemacht. Zusätzlich dazu ist sie in den Bereichen Forschung, Lehre und Supervision tätig. Diese Arbeitsvielfalt beschreibt sie auf eine sehr konkrete Weise, was das Buch auch Lesern, die nicht Englisch als Muttersprache haben, gut zugänglich macht.

Die Inhalte des Buches kann man in drei Abschnitte zusammenfassen. In allen Abschnitten setzt sie sich mit der internationalen Literatur zum Thema auseinander und macht dem Leser ihre klinische Arbeit durch eindrucksvolle Vignetten greifbar.

Der erste Abschnitt handelt von der Institution, dem Klientel, dem Team und seinen Angeboten und der Geschichte der Musiktherapie in der Einrichtung. Die Au-

torin stellt ihre Arbeit im Team vor und beschreibt ihre Dokumentationsweise. Anschließend werden die Möglichkeiten der Musiktherapie im Prozess der Diagnostik detailliert beschrieben. Die Music Therapy Diagnostic Assessments (MTDA), im Laufe ihrer 18 jährigen Tätigkeit entstanden, sind ein diagnostisches Instrument für das Einzeltherapiesetting. Die Therapiestunden der offenen Gruppe sind so konzipiert, dass sie dem diagnostischen Prozess dienen. Die Struktur der Sitzungen und der gezielte Einsatz konkreter musikalischer Aktivitäten für die Beobachtung bestimmter Verhaltensweisen in verschiedenen Interaktionssituationen werden erläutert. Das Ziel beider diagnostischen Konzepte ist die Unterstützung der klinischen Diagnostik, nicht die Formulierung einer eigenständigen musiktherapeutischen Diagnose.

Der zweite Teil des Buches erläutert, wie Amelia Oldfield im Rahmen von Kurzzeittherapien vorgeht sowohl mit einzelnen Kindern als auch mit Familien in verschiedenen Settings. Sie stellt ihren eigenen Ansatz durch Fallbeispiele mit anschließender Reflexion dar. Zusätzlich beschreibt sie verschiedene Techniken wie improvisierte musikalische Geschichten und gibt auch hier Beispiele der Struktur und Inhalte der Stunden. Sie identifiziert die Möglichkeiten der Kurzzeittherapie, zeigt aber auch deren Grenzen auf.

Forschung, Lehre und Supervision sind die Inhalte des dritten Abschnitts. Oldfield beschreibt ihre Forschungsaktivitäten, reflektiert über qualitative und quantitative Forschung und über die Auswirkung von Forschung auf ihre eigene Arbeit und auf die Arbeit im Team. Sie widmet einen großen Teil dieses Themas ihrer Studie zur Effektivität der MTDA in der Identifizierung von autistischen Verhaltensweisen. Die gut verständliche, ausführliche Beschreibung dieses Forschungsprojekts, in dem sie Ergebnisse der MTDA mit Ergebnissen dem Autism Diagnostic Observation Schedule (ADOS) vergleicht, zeigt

dem Leser, dass man als klinisch arbeitende Musiktherapeutin keine Angst vor Forschung und Statistik haben muss!

Oldfield erläutert ihre Arbeit in der Lehre sowohl in Bezug auf informative Workshops als auch in Bezug auf die Ausbildung von Musiktherapeuten. Sie stellt ihre Philosophie der Lehre dar, zeigt durch Beispiele wie sie Studenten motiviert und informiert und wie sie die Entwicklung von Kompetenzen unterstützt.

Der Kapitel über Supervision und deren Rolle in der klinischen Arbeit und ihr Vorgehen als Supervisorin wird durch Beiträge von Kolleginnen, die sie supervidierte, greifbar gemacht.

Im Anhang des Buches findet man Beispiele von musiktherapeutischen Dokumentationen und Berichten, das Begrüßungslied ihrer Stunden, die volle Version des MTDA Auswertungsbogen, den Fragebogen für die Untersucher in ihrer Studie mit den MTDA und dem ADOS, Leitfäden für strukturierte Interviews mit Kindern und Leitfäden für die Beiträge im Kapitel über Supervision.

Amelia Oldfield versucht ihren Ansatz in einem einzigen prägnanten Satz zusammenzufassen: »*I have an interactive, positive approach, which involves live and mostly improvised music making*« (S. 22).

Die Betonung der Interaktion, des positiven Potentials eines jeden Menschen – sei es ein Kind, eine Mutter, eine Familie, Studenten oder Kollegen in ihrer Supervision – und der Musik in der Interaktion zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch. Gerade durch die Vignetten und die Reflexion darüber wird deutlich, was die Entdeckung eigener Fähigkeiten zur positiven Interaktion für das Kind und seine Eltern bedeutet, und welche Rolle die Musik dabei spielen kann. Ihre Offenheit und Differenziertheit, gerade den Eltern gegenüber, ist sehr wohltuend.

Beim Lesen könnte man sich vorstellen, dass Amelia Oldfield einem gegenüber sitzt und erzählt. Kleine Abstecker sind daher vorhanden, ohne die eigentliche Thematik

zu verlassen. Sie ergänzt die Erläuterung verschiedener theoretischer und wissenschaftlicher Einflüsse auf ihre Arbeit mit der Beschreibung von Einflüssen aus ihrem persönlichen Bereich. Oldfield erwähnt häufig das »companion book«, *Interactive Music Therapy – A Positive Approach*, das offenbar zusätzliche Details über ihren Ansatz enthält. Hier hätte ich mir persönlich weniger Hinweise und mehr konkrete Informationen gewünscht, aber ich bin auch dadurch auf das zweite Buch neugierig geworden. Zusammenfassend gibt dieses Buch vielfältige Anregungen für die eigene klinische Arbeit. Gerade in Zeiten, in denen Entwicklungen im Gesundheitswesen zu Veränderungen zwingen, kann Amelia Oldfields Buch Mut machen. Man wird zum Nachdenken angeregt, ermutigt Neues zu probieren und die eigene Arbeit zu hinterfragen und weiter zu entwickeln.

Melanie Voigt, München

Shirley Salmon (Hrsg.): Hören – Spüren – Spielen. Musik und Bewegung mit gehörlosen und schwerhörigen Kindern. Wiesbaden 2006, Reichert Verlag, 272 S. € 24,90

Shirley Salmon, Dozentin am Orff-Institut in Salzburg, hat sicher oftmals die Frage gehört: Musik und Hörbeeinträchtigung – wie geht das zusammen? Jetzt hat sie einen Sammelband vorgelegt, der viele Facetten der Thematik Musik und Hörbeeinträchtigung aufzeigt und viele Fragen beantwortet. Eine besonders schöne Idee: Im Vorwort und in einem ersten Teil kommen ausschließlich Betroffene zu Wort. Die bekannte Percussionistin Evelyn Glennie schreibt über ihre Entwicklung, Helga Willberg, Elke Barthlmä und Paul Whittaker zeigen ohne jede Larmoyanz, was sie aus ihrem Leben angesichts ihrer Behinderung gemacht haben – mit Hilfe der Musik. Texte wie diese dienen einer neuen Wahrnehmung von Menschen mit Behinderung durch die Gesellschaft: Sie zeigen wie eine

Lebensaufgabe erfolgreich angegangen und bewältigt wird. Natürlich haben alle oben genannten auch Unterstützung gebraucht – aber wer braucht das nicht? Wer braucht nicht engagierte Pädagoginnen und Pädagogen, die neue und kreative Wege gehen, wer braucht nicht Theoretiker, die Wertediskussion einer Gesellschaft führen, wer braucht nicht Naturwissenschaftlicher und Philosophen, die die Sichtweise auf die Welt erneuern? Über die Biografien Einzelner werden genau die Netzwerke von Praxis und Theorie deutlich, die tragen. Ein berührendes Leseerlebnis!

Den zweiten Teil des Sammelbandes bestreiten die Theorie-Netzwerker. Eine eigene Theorie der Pädagogik der Hörbeeinträchtigt gibt es – logischerweise – nicht: Die pädagogische und therapeutische Arbeit mit Menschen mit Hörbeeinträchtigung ist Teil des Systems der Allgemeinen Pädagogik. Drei »Borduntöne« sind dem zweiten Kapitel gleichsam unterlegt. Georg Feuser entwickelt seine »Allgemeine (integrative) Pädagogik« und verknüpft sie – ebenfalls schön zu lesen – mit den Ansätzen von Mimi Scheiblauer. Auf Feusers Pädagogik wieder um beziehen sich viele der weiteren Artikel, so dass man – cum grano salis – den Feuserschen Ansatz zur theoretischen Basis der ganzen Veröffentlichung machen kann. Gleiches gilt für die Biologen und Kybernetiker Humberto Maturana und Franceso Varela. Kaum ein Artikel, der sich nicht auf das welterklärende Modell des Konstruktivismus und die Autopoiesis bezieht. Die Auseinandersetzung mit dem musikalischen Parameter Rhythmus ist schließlich der zentrale musikalische Aspekt des Theorie-Netzwerks: Dem Rhythmus in der Musik und der ganzheitliche Lehre der Rhythmik gilt durchgängig die Aufmerksamkeit der »Netzwerker«. Die Leserinnen und Leser erlesen sich Fundiertes und Differenziertes von Theoretikern, die die Praxis kennen – das sind seltene Glücksfälle. Die beiden großen praxisbezogenen Kapitel vereinen schließlich die differenzierte Welt der

musikalischen Praxis in Unterricht und Therapie. Zwei Themenfelder seien stellvertretend genannt. Nr.1: Für Kinder mit Hörbeeinträchtigung liegen im Dialogaufbau besondere Herausforderungen – und der Umgang mit Musik leistet hier entscheidende Beiträge. Nr. 2: Mit Musik geht alles besser – auch die Gewöhnung an das Cochlea-Implantat.

Auf einen Beitrag von Shirley Salmon sei besonders hingewiesen: Ihr Artikel über die Bedeutung von Spielliedern in inklusiver Unterrichtsgestaltung ist eine gelungene Zusammenfassung über das Spiellied und für alle Ausbildungsgänge der Pädagogik und Rehabilitation eine Pflichtlektüre.

»Hören – Spüren – Spielen« ist so etwas wie ein Handbuch der musik- und bewegungsorientierten Arbeit mit gehörlosen und schwerhörigen Kindern und Jugendlichen. Man kann sich nur wünschen, dass es in seinem sachbezogenen und gleichzeitig engagierten Ton, in seiner Sachkompetenz und in seiner Ideenfülle viele Leserinnen und Leser erreicht.

Irmgard Merkt, Dortmund

Berufsverband der Musiktherapeutinnen und Musiktherapeuten in Deutschland e.V. (BVM) (Hg./Ed.): Jahrbuch Musiktherapie – Music Therapy Annual. Band 2 Schöpferisches Potential der Musiktherapie vor dem Hintergrund gegenwärtiger Rahmenbedingungen, Vol. 2 Creative Potential and Current Practice Settings. Wiesbaden 2006, Reichert Verlag, zeitpunkt musik. 222 Seiten, € 34,-

Dieses Buch, das einem vielseitigen Anspruch folgt, zeigt ein breit gefächertes, vom »schöpferischen Potential der Musiktherapie« geprägtes Inhaltsverzeichnis, das den Leser in sehr unterschiedliche Denkrektionen mitnimmt.

Der erste Beitrag der Autorinnen Barbara Keller, Cornelia Klären und Ursula Pfefferle: »Musik auf Rädern GbR – am-

bulante Musiktherapie – Gründung und Etablierung eines Dienstleistungsunternehmens und Erfahrungen aus der musiktherapeutischen Arbeit mit alten Menschen« beschreibt musiktherapeutisches Neuland im Bereich der Rahmenbedingungen, die die Autorinnen selbst geschaffen haben, in dem sie ein Dienstleistungsunternehmen gegründet haben, das mittlerweile in mehreren deutschen Bundesländern seine Dienste anbietet. Eine ganz andere Arbeit stellt Pia Neiwert vor. In ihrem Artikel »Musiktherapeutische Methoden in der beruflichen Weiterbildung« beschreibt sie, wie musiktherapeutische Interventionstechniken auf den Coaching- und Weiterbildungsbereich übertragen werden können. Der Artikel »The Background and Current Status of Education and Funding for Music Therapy Services in the United States« von Cynthia A. Briggs und Susan Bawell Weber gibt Eindruck in die 55jährige Berufsrealität der Musiktherapie in den USA; eine kurze Übersichtsarbeit, die vor allem frühere und aktuelle Vergütungsmodalitäten sowie aktuell zunehmend relevant werdende Arbeitsbereiche thematisiert. Einen sehr nachvollziehbaren Eindruck vermittelt Susanne Bauer mit ihrer Arbeit »Fremdes im Eigenen, Eigenes im Fremden – Musiktherapie in Südamerika – Gedanken einer deutschen Musiktherapeutin in Chile«, in der sie ihre 15jährigen Erfahrungen musiktherapeutischen Arbeitens in Santiago de Chile vorstellt und diese im Kontext der lateinamerikanischen Musiktherapie diskutiert.

Mit dem Beitrag »Von fremden Ländern und Menschen. Rezeptive Musiktherapie, »Musikalische Reise in der psychodynamischen Psychiatrie« stellt Ingo Engelmann seine musiktherapeutische Gruppenerfahrung mit psychiatrischen Patienten vor. Kern seiner psychodynamisch geprägten Ausführungen ist das »therapeutische Hören« als Zugangsmöglichkeit zu »schwer erreichbaren Menschen«, die zu einem hohen Prozentanteil aus dem Ausland kommen. Der Artikel »Die Zerdeh-

nung des seelischen Augenblicks und der zerdehnte Musik-Augenblick am Beispiel psychosomatischer Patienten« von Shushanik Sukiasyan zeigt eine morphologisch begründete Betrachtungs- und Zugangsweise zu diesem Thema auf, ausgehend also vom Konzept der Gestalt und deren Wandlung. Nicola Nawes Beitrag mit dem Titel »Ein Experiment mit Folgen. Zur Dynamik einer musiktherapeutisch-schöpferischen Formlosigkeit« stellt Überlegungen an zum Begriff des Ungeformten im potentiellen Raum nach D.W. Winnicott und setzt sich mit der atmosphärischen Qualität des potentiellen Raumes und seiner Übertragungsphänomene auseinander.

Zwei Arbeiten, die der Forschung gewidmet sind, folgen. Der erste Beitrag: »Zur Wirksamkeit musiktherapeutischer Interventionen aus entwicklungsbiologischer Sicht« von Monika Nöcker-Ribaupierre, Gisela M. Lenz und Gerald Hüther widmet sich der Bedeutung neurobiologischer Erkenntnisse für das Verständnis der Wirksamkeit musiktherapeutischer Interventionen. Im Zentrum steht die Frage, wie Musikerfahrungen im Gehirn verankert und mit anderen Erfahrungen verknüpft werden sowie die Frage, wie neuronale Beziehungsmuster entstehen. Zudem wird nach einem Zusammenhang zwischen der therapeutischen Wirkung von Musik und der Reaktivierung und Stabilisierung früher und ganzheitlich angelegter Beziehungsmuster gesucht und eine Verbindung zwischen Musikerfahrung, Beziehungserfahrung und unbewusster emotionaler Erfahrung hergestellt.

Im zweiten Beitrag der Rubrik Forschungsarbeiten stellt Rosemarie Tüpker ihre kumulative Habilitation unter dem Titel vor: »Musiktherapie in Praxis, Forschung und Lehre. Musiktherapeutische Habilitation an der Universität Dortmund«. Die Auswahl ihrer eingereichten Schriften beziehen sich auf die vier Themenbereiche: Psychologie der Musik, Theorie und Praxeologie der Musiktherapie, Forschungsmethodik und Wissenschafts-

theorie sowie Lehre der Musiktherapie. Die hier präsentierte Zusammenfassung lässt eine umfangreiche wissenschaftliche Publikationstätigkeit der Autorin erkennen.

Dieses Jahrbuch 2006 ist ein ambitioniertes Buch, das vielen Anforderungen gerecht werden will; einem internationalen Anspruch folgend zeigt es in unterschiedlicher Weise die jeweiligen Berufsrealitäten auf. Ein anderer Anspruch des Buches betrifft die Verschiedenheit der Inhalte. Musiktherapie im Kinderbereich, im Coachingbereich, in Psychiatrie, Psychosomatik und in der Altenbetreuung, Musiktherapie auf der Grundlage verschiedenster Grundorientierungen und Musiktherapie unter verschiedensten Rahmenbedingungen, musiktherapeutische Gesamtsituationen in anderen Ländern und Arbeiten zum Thema Forschung. Zusätzlich noch zwei hilfreiche Spezialdienste: zehn Buchbesprechungen und Raum für aktuelle Zeitschriftenprofile. Man kann sagen: ein wahrhaft vielseitiges Buch mit interessanten Beiträgen, der Leser kann sich immer wieder etwas Spannendes herausuchen, will er es im Ganzen lesen, so ist er darin gefordert, sich gut strukturiert ans Studium der Lektüre zu machen, um die Integrationsleistung erbringen zu können, die ihm abverlangt wird.

Dorothee Storz, Wien

Freia Hoffmann (Hg.): Panische Gefühle – Sexuelle Übergriffe im Instrumentalunterricht. Schott, Reihe »üben und musizieren«, Mainz 2006, € 14,95

Die liebliche Nymphe Syrinx wurde von Pan, dem zottigen, bocksfüßigen und gehörnten Gott der Herden und Hirten verfolgt. Um sich vor ihrem Verfolger zu schützen, bat sie die Flussgöttinnen um Hilfe, die Syrinx in ein Schilfrohr verwandelten. Pan bündelte die Schilfrohre zur siebentönigen Flöte, die er später den Hirten schenkte. 1735 schreibt Johann Mattheson in seiner

Kleinen General=Baß=Schule: »Hiernächst ist auch darauf zu sehen, dass man zum Lehr=Meister einen bescheidenen, sittsamen Menschen wehle, der keine öffentliche grosse Laster an sich habe; kein aufgeblasener Fantast, kein Liebhaber falscher Griffe bey jungen Frauenzimmer...«.

Diese beiden Beispiele stammen – neben vielen aktuellen Zitaten – aus den »Statements und Fandsachen«, mit denen die Leser der Panischen Gefühle in das Thema »Sexuelle Übergriffe im Instrumentalunterricht« eingeführt werden.

Es folgen vier Fallbeispiele, die von verbalen und tätlichen Übergriffen, respektlosem Umgang mit Schülerinnen, Erzeugung von Abhängigkeiten usw. berichten: im privaten Musikunterricht, an der Musikschule oder der Musikhochschule, mit Studentinnen und ganz jungen Schülerinnen, die oft ihr Leben lang mit den Konsequenzen zu kämpfen haben: Scham, Ekel (auch vor sich selbst), Stagnation der (musikalischen) Entfaltung, Leistungsabfall – auch in der Schule, Störungen in der (sexuellen) Entwicklung bis hin zur Unfähigkeit zu partnerschaftlichen Beziehungen auch im Erwachsenenalter. Weitere psychische, physische und soziale Folgen beschreibt die Psychologin Monika Holzbecher in ihrem Artikel »Gesellschaftliches Tabu und psychologisches Trauma« und kommt zu dem Schluss: »Es bedarf oftmals einer professionellen therapeutischen Unterstützung, um diese tiefen seelischen Wunden ausreichend heilen zu können und das brüchige Selbstwerterleben wieder so weit zu festigen, dass ein unbelasteter Umgang mit den Anforderungen und Entwicklungschancen der Zukunft möglich ist.« (50) Eine von Anja Herold durchgeführte Befragung von Gleichstellungsbeauftragten, ein Bericht aus der Perspektive einer Gleichstellungsbeauftragten und der Blick einer japanischen Professorin auf die dortigen Verhältnisse befassen sich mit der Situation an Musikhochschulen. Die Juristin und Mediatorin Ute Wellner beleuchtet die rechtlichen Aspekte im Umgang mit

Machtmissbrauch und Grenzverletzungen. Die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlerin Dagmar Höppel weist auf Fallstricke im Umgang mit den Medien hin und erteilt praktische Tipps, und die Gleichstellungsbeauftragte der Musikhochschule Hannover zeigt »Strategien zum Umgang mit sexueller Belästigung«.

Die Beschreibung des offiziellen Beschwerdeweges und die »Richtlinien gegen sexuelle Diskriminierung und Gewalt der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg«, Literaturhinweise sowie ein Adressverzeichnis von Beratungsstellen runden das mit »nur« 140 Seiten formal schmale, aber inhaltlich schwergewichtige Buch ab.

Als inhaltliche Einführung in ein schwieriges Thema und gleichzeitig praktische Handreichung im Umgang damit empfehle ich dieses Buch nicht nur Kollegen, die an Hochschulen ausbilden. Sich mit diesem Thema näher zu befassen, kann uns sensibler für Klienten machen, die mit entsprechenden Erfahrungen zu uns kommen, seien sie explizit dargeboten oder in verdeckter oder verdrängter Form. Möglicherweise wäre auch eine Diskussion innerhalb unseres Berufsstandes interessant, wie es die Psychotherapeuten seit längerer Zeit angehen: sind wir Musiktherapeutinnen und Musiktherapeuten wirklich so »clean« (was natürlich sehr erfreulich wäre) oder würde man unter unseren Teppichen, so man sie denn anhöbe, auch unangenehme Entdeckungen machen können?

Eva Bleckwedel, Bremen

Thomas Hillecke: Heidelberg Musikmanual: Chronischer, nicht maligner Schmerz, uni-edition 2005, 192 S. € 24,90

Ein überaus wichtiges und weitreichendes Buch! Als Baustein der Buchreihe »Evidenzbasierte Musiktherapie« setzt es den Anspruch der fachübergreifenden Herausgeberschaft (Bolay, Bardenheuer, Dulger)

erfolgreich um, die Stellung der Musiktherapie als Brückenfach, als interdisziplinär fundiertes Therapieangebot gemäß aktuellen wissenschaftlichen und therapeutischen Standards zu untermauern. Methodisch sehr sorgfältig strukturiert und durchgeführt, multimodal in der Datenerhebung und -analyse, umfassend in der zugehörigen Literaturrecherche und zukunftsweisend in der Diskussion präsentiert sich ein fundiertes Werk aus der »Heidelberger Werkstatt«.

Es lag nahe als Paradigma für die inzwischen wohl begründete Stellung der Musiktherapie den Bereich der interdisziplinären Schmerztherapie zu wählen. Ist doch die Schmerztherapie per definitionem multimodal und fachübergreifend angelegt, bietet der DRG-Katalog für stationär-multimodale Schmerztherapie ausdrücklich Musiktherapie als Regelverfahren an, nutzen Schmerztherapeuten in ihren Praxen und auf ihren Stationen zunehmend auch künstlerische Therapieformen.

Mit Hilfe eines relativ standardisierten Vorgehens unter Berücksichtigung des Erstarrungskonzeptes und der vor allem psychischen Komorbiditäten (Depression, Angst etc) wird in dem Manual eine interdisziplinäre Interventionsstrategie entwickelt, deren Umsetzbarkeit und Wirksamkeit durch konkrete Fragestellungen und mit Hilfe eines konzisen Studiendesigns nachlesbar überprüft wurde. Die im Text auf den ersten Blick recht breit erscheinende Beschreibung des Studienkonzeptes und der verwendeten Methodiken ist zu begrüßen. Nur durch detailliertes Darlegen der eingesetzte Methodik und Instrumentarium ist eine Überprüfbarkeit und Reproduzierbarkeit und damit die Validität von Forschungsergebnissen gegeben. Auch bieten die im einzelnen aufgeführten Resultate und Daten viele Anknüpfungspunkte für weiterführende Fragestellungen im Hinblick auf eigene musiktherapeutische Handlungsfelder des Lesers. Aus eigener über 25-jähriger Anschauung kann der Rezensent die Studienergebnisse ohne

Einschränkung bestätigen., Dem Heidelberger Musiktherapiemanual zum Arbeitsfeld Schmerz ist eine weite Verbreitung innerhalb der Musiktherapie und MusikMedizin, aber auch im Bereich der Gesundheitspolitik und der Kostenträger zu wünschen.

Ralph Spintge, Lüdenscheid / Hamburg

Tüpker, R. / Schulte, A. (Hg.) Tonwelten: Musik zwischen Kunst und Alltag. Zur Psycho-Logik musikalischer Ereignisse, Giessen 2006, IMAGO Psychosozial-Verlag 283 S. € 29,90

Vorweggenommen: das ist ein nötiges Buch. Die Herausgeber haben mit diesen 16 Beiträgen ein psychologisches Feld beleuchtet, das zwischen dem Mythos Musik und dem Spiel mit Musik psycho-logisch vermittelt. Auch wenn die Musiktherapie nicht oft explizit erwähnt wird, werden ihre wichtigen und zu wenig beachteten Randgebiete Prävention und Psychohygiene aus vielen Blick- bzw. Hörwinkeln betrachtet. Ausserdem kommt der Königsweg Improvisation in den Artikeln von Tüpker, Weymann, Leikert und Reichert als eine Tonwelt zwischen allen Stühlen ausführlich zur Sprache. Das »Fließende«, das »Präsentische«, die »gleichschwebende Aufmerksamkeit« (S.176) oder die »Kleinode« von Alltagsimprovisationen (S.156) mit lustig erörterten Beispielen aus Küchen und Badezimmern, aus Vogel-Gezwitscher und dem Bordunklang eines Staubsaugers führen feinsinnig dorthin, wo Musik entsteht, ins Seelische, in den Bereich zwischen Situation und Material, zur inneren Partitur. Gerade diese kleinen musikalischen Fundorte öffneten mir beim Lesen grössere Tonwelten als die beredten Erklärungen über »das musikalische Zuhören« (Dantlgraber), das »Fagott-Üben« (West) oder die »Psychästhetik populärer Radioprogramme« (Domke). Selbstredend erklärt Leikert in »Die Lust am Zuviel« (S.51ff) dass, wer Musik vom

Beschreiben und Erfassen her denkt, viel Erklärung braucht – wenn man sie jedoch »vom Empfinden und Fühlen her hört, wird sie bedeutend«.

Tüpker verspricht im Vorwort, dass wir »von den Künsten der Musik etwas über die Logik und die (Selbst-) Behandlungsmöglichkeiten des Seelischen erfahren.« (S.8) Der »bunte Strauss« der Beiträge zentriert dieses Versprechen nicht, sondern weitet es aus, weit in die Bereiche der Wahrnehmungspsychologie und des morphologischen Konstruktivismus hinein. Wilhelm Salber ist der Übevater des theoretischen Fadens um Begriffe wie »Gestaltbildung und -verwandlung«, »Metamorphose«, »seelisches ins Werk setzen«, (S. 213ff) oder »kunanaloge Behandlung«, »Stundenwelten«, »Verkehrt-Halten« u.a. (S. 120ff). Der Gestalt-Begriff geht durch alle Beiträge hindurch. Es ist eine Herausforderung, den morphologischen Gestalt-Begriff von der Gestaltpsychologie, der Gestalttherapie oder von verwandten und umschreibend gebrauchten Vorstellungen wie »Feld«, »Werk«, »Form« oder »Ge-Bilde« abzugrenzen. Aber deshalb ist das Buch auch ein Baustein zur musiktherapeutisch-theoretischen Grundfrage, wie Musik das Seelische behandelt – oder eben: gestaltet. Diese Begriffsvielfalt belies mich manchmal in einer Schweben zwischen Klärung und Verwirrung. Kann die seelische Widersprüchlichkeit sprachlich eingefangen werden durch Terminologien wie z.B. »Psychästhetik«, »Drehungen«, »ins Werk setzen«, »finden einer Fassung« (Salber) oder durch verwegene Wortverbindungen wie das »musikalische Drama der Narration«, die »Erlebnisgestalten als tieferhabetes Relief« (Grootaers, S.241)?

Mich faszinierte an diesem Buch besonders, dass etwas derart Unerklärliches wie das Seelische in seiner Verbindung zur Musik aus vielfältigen Blickwinkeln mit ihren verschiedenen Begriffsmustern angesteuert wird. Es ist der Versuch einer handlungsleitenden Heuristik. Ob er zum hermeneutischen Begreifen wird, hängt wohl

von der Vertiefung in die morphologische Musiktherapie ab. Deren vier Begründer (Tüpker, Grootaers, Weber, Weymann) sind alle mit Beiträgen vertreten. Aber gerade sie drücken auf verschiedene Weise aus, wie einem das Seelische durch Paradoxien entwischt, wie es sich im Drehpunkt zwischen Kunst und Alltag »verschiebt, verwandelt, verkehrt, verrückt« (S.268). Und insgesamt scheint die Zusammenstellung der Texte auszusagen, dass Worte die Musik nicht zum Stehen bringen. Sie fließt – und sie produziert die Extreme »wozwi-

schen geschwebt wird« (Novalis, S.176). Das Buch regt dauernd zu Fragen an und ruft daher immer wieder zur inneren Klärung auf. Deshalb ist es eine Bereicherung für den Diskurs über das breite, eben auch alltägliche Wirkungspotential der Musik. Mit einem der regelmässig zwischen den Texten erscheinenden literarischen Sinnsprüche, jenem von Goethe (S.188), möchte ich schliessen: »Es hört doch jeder nur, was er versteht.«

Fritz Hegi, Zürich

